

Sprachnorm und moderne Linguistik

Von Els Oksaar

1. Es herrscht in der Sprachwissenschaft eine prinzipielle Einigkeit darüber, daß eine Normung der Sprache notwendig ist, vor allem, um die Kommunikationsmöglichkeiten zu sichern,¹ aber auch aus intersprachlichen Gründen: um das Erlernen der Sprachen zu ermöglichen. In der Literaturwissenschaft wird ebenso, obwohl aus anderer Sicht, das Konzept der Norm diskutiert.² In der Stilistik hat Norm eine wesentliche Komponente in der Definition von Stil ausgemacht, und nicht wenige stilistische Arbeiten sehen im Stil die Abweichung von der Norm.³ Die Definitionen der Sprachnorm bauen am häufigsten auf räumlichen, zeitlichen und sozialen Komponenten auf: „Unter Sprachnorm verstehen wir historisch veränderliche, aber dennoch auf größere Zeitabschnitte hinaus stabile Gesetzmäßigkeiten, mit deren Hilfe die schriftliche und die mündliche Form der Literatursprache mehr oder weniger einheitlich geregelt wird.“⁴ Das soziale Wesen der Norm wird von Ray hervorgehoben. Er setzt Norm und Standard gleich und sieht darunter das, was von den Gruppen der Sprachgemeinschaft sprachlich manifestiert wird, die die meisten imitieren

¹ Siehe S. Ullmann, *Language and Style*, Oxford 1964, S. 118; vgl. O. v. Essen, *Norm und Erscheinung im Leben der Sprache*, Zs. f. Phon. 9, 1956, S. 120 ff.

² Über literarische Normen und ihre Verbindung mit den sprachlichen s. R. Wellek, A. Warren, *Theory of Literature*, London 1955, S. 151, 155, und I. A. Richards, *Principles of Literary Criticism*, 14. Aufl., London 1955, S. 190 ff.

³ Neuerdings N. E. Enkvist, *On defining style*, in: N. E. Enkvist, J. Spencer und M. J. Gregory, *Linguistics and Style*, London 1964, S. 23; vgl. M. Riffaterre, *Criteria for Style Analysis*, Word 15, 1959, S. 154 ff., und S. R. Levin, *Statistische und determinierte Abweichung in poetischer Sprache*, in: *Mathematik und Dichtung*, hrsg. v. H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser, München 1956, S. 33 ff.

⁴ E. Riesel, *Stilistik der deutschen Sprache*, Moskau 1959, S. 122.

möchten.⁵ Vom funktionalen Standpunkt aus betrachtet Havránek die Norm: „Unter Sprachnorm verstehe ich das, was von einem Standpunkt aus als Sprachwerk (*energeia*), von einem anderen aus als Sprachgebilde (*ergon*) bezeichnet wird, diesmal aber vom Standpunkt der Verbindlichkeit aus – einer Verbindlichkeit in der Sphäre des *ergon*, um in der Sphäre der *energeia* das Beabsichtigte und Gemäße zu erzielen.“⁶ Diese Definition beschränkt sich keineswegs nur auf die Hochsprache und umfaßt sowohl die geschriebene als auch die gesprochene Sprache.

2. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die soziale Gebundenheit und die soziale Wertung eine primäre Komponente in der Norm bilden. Denn eine Sprache kann nur dann als Kommunikations- und Verständigungsmittel in einer Gemeinschaft ihre Funktion erfüllen, wenn ihre Zeichen von der Gemeinschaft akzeptiert und in gleicher Weise verwendet werden. Nach welchen Maßstäben jedoch die Norm festgelegt wird, erfahren wir nirgends eindeutig, obwohl das Konzept Norm in der letzten Zeit in vielen Ländern lebhaft erörtert wird. Dabei geht es öfter um konkrete Einzelfälle des ‚Was‘ als um die theoretischen Maßstäbe des ‚Wie‘, die letzteren werden nicht selten summarisch als soziale oder ästhetische Werte abgetan. Wir finden derartige Diskussionen fürs Englische bei Halliday und bei Fries⁷, für das Amerikanische bei Gleason⁸, für das Deutsche brauche ich in dieser Gesellschaft darauf nicht näher einzugehen. Für das Russische sind die Fragen auf diesem Gebiete vor allem als ‚kul'tura reči‘ bekannt.⁹ Arbeiten wie „Language Standardization“ von Ray zeigen, daß jetzt auch das Interesse für prinzipielle Fragen bei der Normierung größer wird.¹⁰ Die Rolle der Linguistik tritt in all den

⁵ Pūnya Sloka Ray, *Language Standardization. Studies in prescriptive Linguistics*, The Hague 1963, S. 70ff. Vgl. auch E. Haugen, *Dialect, Language, Nation*, *American Anthropol.* 68, 1966, S. 933.

⁶ B. Havránek, *Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur*, abgedr. in: *A Prague School Reader in Linguistics*, ed. J. Vachek, Bloomington 1966, S. 414.

⁷ M. A. K. Halliday, A. McIntosh, P. Strevens, *The Linguistic Sciences and Language Teaching*, London 1964, bes. Kap. 4; Ch. C. Fries, *The Structure of English, An Introduction to the Construction of English Sentences*. New York 1952, und *Linguistics and Reading*, New York 1963.

⁸ H. A. Gleason, *Linguistics and English Grammar*, New York 1965, S. 8ff.

⁹ Siehe D. E. Rozenal, *Kul'tura reči*, Moskva 1964; B. G. Kostomarow, A. A. Leontsev, *Nekotorye teoreticheskie voprosy kul'tury reči*, *Voprosy jazykoznanija* 15, 1966, S. 5ff. Zur Norm vgl. auch die Aufsätze in: *Voprosy kul'tury reči* 6, 1965.

¹⁰ Man beachte die Kapitel „Efficiency, Rationality, Commonalty“ bei Ray.

Diskussionen aber häufig in den Hintergrund. Wir werden daher einige Probleme auf diesem Gebiet hier näher berühren.

3. Noch 1936 stellt der Nestor der Prager Schule Bohuslav Havránek auf dem 4. Internationalen Linguistenkongreß die Frage: „Ist überhaupt die Sprachnorm, die Normierung der Schriftsprache und die Sprachkultur ein Thema der Linguistik, gehört das zu ihren wissenschaftlichen Aufgaben? Soll der Sprachforscher nur Beobachter bleiben oder kann er selbst eingreifen?“¹¹ Er vertritt die Ansicht, daß der Sprachforscher selbst eingreifen müsse. Die Frage hat aber auch heute ihre Aktualität nicht verloren. Es herrscht noch keine prinzipielle Einigkeit über die Rolle des Linguisten, obwohl sich in der letzten Zeit immer mehr die Einsicht geltend gemacht hat, daß das Laissez-faire-Prinzip nicht mehr zu rechtfertigen ist. Schon vor 50 Jahren hat Otto Jespersen das Urteil gefällt, daß die ältere Generation der Sprachforscher „durch ihre vornehme Haltung den praktischen Sprachfragen gegenüber eine ganze Menge von außerordentlich wichtigen Sachen vernachlässigt. Aufgaben, die sie zu lösen berufen wären, haben sie in der Tat den nichtkundigen Dilettanten überlassen.“¹² Die Problematik muß aber ebenso von der Sprachwirklichkeit aus betrachtet werden. Wir fragen: Ist die Kluft zwischen dem Sprachforscher und dem Sprachnormer in der Realität wirklich so groß? Der Linguist beschreibt ja eine Sprache, die immer einer Norm – wenn auch nicht kodifizierter – unterworfen ist, und entdeckt die Normmerkmale: phonotaktische Eigenschaften, Motiviertheit und dergleichen. Der Sprachnormer wieder baut seine Tätigkeit auf einem sprachlichen Wissen auf, das auf den in der Sprache existierenden Struktureigenschaften fußt und von ihm der Bewertung unterworfen wird. Aber auch der Linguist kann bei seiner Beschreibung nicht gänzlich werturteilsfrei sein. Schon die Klassifizierung als mundartlich, vulgär usw. ist Stellungnahme, und er kann sich auch nicht gleichgültig gegenüber den Stellungnahmen seiner Informanten stellen.¹³

4. Eine Diskussion, die mit der Sprachnorm zu tun hat, muß die Funktion der Sprache berücksichtigen. Man hat die Sprache in ihrer sozialen Funktion vielfach mit einem Instrument, einem Werkzeug verglichen, das standardisiert werden muß, weil sie dann effektiver und rationaler

¹¹ A. a. O., S. 413.

¹² Scientia 1914, S. 228, zit. nach Havránek, a. a. O., S. 413.

¹³ Vgl. Ray, a. a. O., S. 16.

sei.¹⁴ Die Praxis, die Sprache u. a. als Werkzeug der Verständigung zu sehen, hat sich seit Aristoteles' Zeiten nicht geändert.¹⁵ Man darf aber nicht vergessen, daß die Sprache als Produkt und Mittel des menschlichen Zusammenlebens geändert und verbessert werden kann und sollte – so wie andere soziale Institutionen. Da auch die Linguistik heute immer mehr von der ausschließlichen Erforschung des Sprachsystems zur Beobachtung und Darstellung der sprachlichen Funktionseigenschaften übergeht, kann man den Weg deutlicher sehen, der zu einer objektiveren Grundlage führt. Die Kluft zwischen der Sprachforschung und der Sprachnormung spiegelt sich gewöhnlich in Aussagen, die feststellen, daß der Sprachforscher danach strebe, die Sprache so zu beschreiben, wie sie wirklich ist, der Sprachnormer stelle sie aber so dar, wie sie seiner Meinung nach sein sollte.¹⁶ Derartige Feststellungen wurzeln heute zum Teil in der Tatsache, daß die strukturelle Linguistik ja genötigt worden ist, erst Bestandsaufnahmen und Systembeschreibungen der Sprache zu machen. Laut Martinet muß man die sprachlichen Erscheinungen als Tatsachen ansehen, die der heutige Sprachwissenschaftler „zu verzeichnen und im Rahmen der Sprachgewohnheiten, unter denen sie auftreten, zu erklären hat“. Er könne auch vermerken, daß gewisse Zuhörer gegen Formen wie *das hat noch einmal gutgegangen* oder *dem Peter sein Buch* Einspruch erheben oder mit Spott auf sie reagieren, daß gewisse andere sie gleichgültig hinnehmen; damit überschreite er noch nicht seine Kompetenzen. Für seinen Teil werde er aber darauf verzichten, Stellung zu nehmen.¹⁷

Die letzte Feststellung zwingt uns geradezu einen Vergleich auf: Wie wäre es, wenn ein Arzt nach der Diagnosenstellung die Arzneiverordnung jemand anderem, einem Nicht-Mediziner, überlassen würde? Der von Martinet geforderte Weg könnte nur verständlich sein im Hinblick auf die früher (und vielfach heute noch) wahrzu-

¹⁴ Ray, a.a.O., S. 11, 19ff.

¹⁵ Gute Darstellung der Problematik aus psychologischer und linguistischer Sicht bei H. Hörmann, *Psychologie der Sprache*, Berlin 1967, S. 6ff., 21ff.; zu Sprache als Instrument s. A. Martinet, *Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Stuttgart 1963, S. 17.

¹⁶ Diskussionen bei P. Christophersen, *The Application of Linguistics to the Teaching of Foreign Languages*, in: *Språkforskning og Språkopplæring*. Oslo 1964, S. 26ff.; W. G. Moulton, *Linguistics and Language Teaching in the United States 1940–1960*, in: *Trends in European and American Linguistics 1930–1960*, ed. Chr. Mohrmann, A. Sommerfelt, J. Whatmough, Utrecht/Antwerpen 1961, S. 88ff.

¹⁷ A.a.O., S. 14.

nehmenden methodischen Schwierigkeiten bei dem Problem der Sprachbeschreibung.

Wie bekannt, wurden die deskriptiven Schritte der Beschreibung und die präskriptiven Schlüsse oft nicht auseinandergehalten, was schon Brugmann mit folgenden Worten kritisiert hat: „Die alte Erbsünde aller grammatischen Wissenschaft ist, daß man die menschliche Sprache nicht so nimmt, wie sie ist, sondern danach ansieht, wie man sie selbst als Grammatiker gern haben möchte.“¹⁸

5. Mit der Frage, wie die Sprache objektiv zu beschreiben ist, hat sich die Linguistik unseres Jahrhunderts eingehend beschäftigt. Es handelt sich ja immer um die Einordnung der Varianten, der konkreten Einheiten, die man festgestellt hat, in ein abstraktes Invariantensystem. Diese Varianten verteilen sich nicht nur regional, sondern auch sozial. Man wird Modelle darlegen müssen, die der Sprachwirklichkeit angepaßt sind und auf die soziolinguistische Variation Rücksicht nehmen. Die der Sprachwirklichkeit angepaßte Sprachbeschreibung, die auch auf die Situation Rücksicht nimmt und mit quantitativer Methodik durchgeführt wird, ist die Voraussetzung, daß man zur Feststellung und der Bestimmung der jeweiligen Norm gelangen könnte. Dabei sollte als primär die Funktion der Sprache im Kommunikationsprozeß gelten, und man sollte als Ziel u. a. sehen, daß sie ohne phonematische und semantische Störungen die beabsichtigte Mitteilung weitergibt. Vom Standpunkt des Senders aus soll sie leicht auszudrücken, vom Standpunkt des Empfängers aus leicht zu verstehen sein.

Was brauchen wir? 1. Wenn wir von der Funktion der Sprache als Kommunikationsmittel ausgehen und wir dieser Funktion wegen einer normierten Sprache brauchen, müssen Methoden entwickelt werden, mit deren Hilfe man die kommunikative Leistung der verschiedenen sprachlichen Formen feststellen kann. 2. Wenn Werturteile richtig-falsch, gut-schlecht in bezug auf die Sprache gefällt werden, so müssen wir auch wissen, nach welchen Maßstäben sie aufgestellt werden. Es zeigt sich, daß die Linguistik diese Werturteile in ein anderes Licht stellt. Die Entweder-oder-Entscheidung des falsch oder richtig ersetzt sie nicht selten durch mehr oder weniger, die gut-schlecht Entscheidung durch gebräuchlich-weniger gebräuchlich.¹⁹

¹⁸ Zit. nach W. Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*, Heidelberg 1931, S. 1.

¹⁹ Vgl. M. A. K. Halliday, *Categories of the Theory of Grammar*, Word 17, 1961, S. 287.

6. Da nirgends in den größeren Sprachen bereits Richtlinien festgelegt worden sind, nach welchen die Norm zu jeder Zeit überprüft und der dynamischen Sprachwirklichkeit entsprechend aufs neue festgelegt werden kann, ist sehr viel daran gelegen, die Grundlagen, die auf die Sprachstrukturen und deren Funktionen Rücksicht nehmen, auszuarbeiten. Rein praktisch wäre es daher von großem Nutzen zu wissen, welche methodischen Verfahrensweisen sich hinter der in Grammatiken nicht ungewöhnlichen Behauptung vom Typus „die Normen selbst sind überprüft und auf Grund des gegenwärtigen geltenden Sprachgebrauchs festgelegt worden“²⁰ verbergen. Gewöhnlich sind es die sozialen Prestigefaktoren oder ästhetische Standpunkte, von denen man ausgeht. Man muß aber unbedingt innersprachliche, strukturell begründete Überlegungen treffen. Es müssen die Modelle, die zur Imitation ausgewählt und empfohlen werden, auf Redundanz, Klarheit, Einfachheit, Geschmeidigkeit, Verständlichkeit geprüft werden;²¹ dies alles aus der Schichtung, die sich aus dem Sender-Empfänger-Verhältnis, der Struktur der Sprache und des Kommunikationsgegenstands ergibt.

Man muß feststellen können, welche Elemente funktionell besser für das Sprachsystem geeignet sind; Havránek und andere Mitglieder der Prager Schule haben gezeigt, daß es an Hand von rein strukturellen Kriterien möglich ist, aufzuweisen, daß Elemente in der modernen Sprache gutgeheißen werden können, wenn sie funktionell nützlich sind und auch den Bedürfnissen der stilistischen Stratifikation entsprechen, obwohl sie nach fremdem Modell geprägt worden sind, oder den Regeln der Wortbildung nicht entsprechen.²² Die estnische Sprache hat gezeigt, daß es nicht nur möglich ist, neue Wörter künstlich zu bilden – für zahlreiche gewöhnliche alltagssprachliche Begriffe wie Mord, Waffe usw. –, sondern auch neue Kasus einzuführen, wie den Kasus Essiv, mit {*na*}-Morphem gebildet, der bis 1870 sowohl in der Schriftsprache als auch in der Volkssprache fehlte. Man hat also das Werkzeug gebessert und statt schwierigen Wörtern, mehrgliedrigen

²⁰ Der Große Duden, Bd. 9: Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache, Mannheim 1965, S. 5.

²¹ Schon G. von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft*, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 479, hat betont, daß die Sprachen „einmal in Rücksicht auf ihre Erscheinung, und dann in Rücksicht auf ihre Leistungen beurtheilt werden. Es ist aber von vornherein anzunehmen, daß Beides, Form und Leistungskraft einer Sprache einander einigermaßen bedinge, und dieses nachzuweisen wäre dann die dritte, höchste Aufgabe.“ Vgl. Ray, a. a. O., S. 13 ff.

²² Siehe J. Vachek, *The Linguistic School of Prague*, Bloomington 1966, S. 99.

Ausdrücken und Lücken neue gesetzt. Man hat auch das Pluralparadigma geändert, den sogenannten *i*-Plural statt *t*-Plural eingeführt.²³ Die Erfahrungen in Norwegen und in der Türkei haben aber andererseits bewiesen, daß es beim Einführen der Neuerungen in der Praxis nicht immer so leicht geht. Auch hier müßte man nach den Gründen fragen.

In der Grammatik wissen wir noch sehr wenig von der Effektivität der grammatischen Muster. Um eine Frage hervorzuheben: Wie soll man sich zu der progressiven und regressiven Syntax stellen?²⁴ Im ersten Fall gibt es keinen Abbruch, die Mitteilung läuft linear, und es ist gleichgültig, in welcher Folge der Hauptteil und die Bestimmung stehen: *I went home just after four – just after four I went home*. In der regressiven Syntax entsteht jedoch ein Abbruch im linearen Lauf, und deshalb erfordert das vom Empfänger größere Aufmerksamkeit und Gedächtnistätigkeit. Die Rahmenbildung im deutschen Satz ist ein Beispiel für das letztere. Sie fängt aber schon an, wie bekannt, sich zugunsten der Reihung zu lockern,²⁵ und hier wäre es nötig, diese Entwicklung von allen Aspekten des Kommunikationsprozesses her zu bewerten.

Man könnte auch paradigmatische und syntagmatische Größen unter diesen Gesichtspunkten vergleichen. Was ist besser und unter welchen Bedingungen: kürzere Form und längere „Erklärung“ oder längere Form und kürzere „Erklärung“? Die erste Möglichkeit stellt größere Forderungen an den Empfänger, die zweite an den Sender.²⁶

Die Überlegungen müssen intensiver auf quantitativen Erwägungen aufgebaut werden. Die Bedeutung der früheren Forschung als Wegweiser darf dabei nicht übersehen werden. Schon Hermann Paul sieht den Usus als den bestimmenden Faktor bei der Norm an. Dieser sei aber nicht der Usus der Gesamtheit, da dieser nicht einheitlich ist. Wichtig ist folgendes: „Was zur Norm werden soll, muß schon ein

²³ J. Aavik, Der Entwicklungsgang der estnischen Schriftsprache, in: Språk. Sällsk. i Uppsala Förh. 1946–1948. Uppsala 1948, S. 93ff., und ders., Language Reform, in: Aspects of Estonian Culture, London 1961, S. 175ff.

²⁴ Zu dieser Unterscheidung s. V. H. Yngve, A Model and a Hypothesis for Language Structure (= Mass. Inst. of Technol., Techn. Report 369), 1960; zur Diskussion s. Ray, a.a.O., S. 32.

²⁵ G. Möller, Deutsch von heute. Kleine Stilkunde unserer Gebrauchssprache, 3. Aufl., Leipzig 1965, S. 93. Vgl. H. Villiger, Bedrohte Muttersprache, Frauenfeld 1966, 18ff.

²⁶ Vgl. die Erörterungen bei E. A. Nida, Toward a Science of Translating, Leiden 1964, S. 120ff. Wenn die Kommunikationsverhältnisse weniger günstig sind, ist eine längere Form vorzuziehen.

natürliches Übergewicht besitzen, sei es auf dem kommerziellen, politischen, religiösen oder literarischen Gebiete oder auf mehreren von diesen zugleich.“²⁷ Es werden hier also das quantitative und das soziologische Merkmal berücksichtigt.

7. Die mathematische Linguistik kann Aussagen über die Effektivität der Systeme ermöglichen. Obwohl wir statistisch nur da objektive Resultate erzielen können, wo strukturelle sprachliche Beschreibungen vorliegen, kann man Frumkina, der heute prominentesten Vertreterin der mathematischen Linguistik in Rußland, ohne weiteres recht geben, wenn sie behauptet, daß die Anwendung der statistischen Methoden die Erkenntnis solcher Gesetzmäßigkeiten ermöglicht, die für andere Methoden schwer zugänglich sind, ja, sich manchmal überhaupt nicht beschreiben lassen.²⁸

Die Impulse, die die Linguistik von der Informationstheorie erhalten hat, können für die Ausbildung der Normkriterien und die Bestimmung der Bedürfnisse der Norm von großem Gewicht sein. Aus der Informationstheorie wissen wir, daß der Informationswert einer Mitteilung von der Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines bestimmten Elements und der Zahl der möglichen Elemente abhängt.²⁹ Man könnte den Informationswert der verschiedenen, vor allem konkurrierenden sprachlichen Ausdrucksformen feststellen und so eine sichere Grundlage für die Beurteilung ihrer Leistung gewinnen.

Wir betrachten 8. zum Schluß einige Erkenntnisse der modernen Linguistik näher, die die Sprachnormgebung berücksichtigen sollte. Die moderne Linguistik – seit de Saussure, Trubetzkoy, Sapir, Bloomfield – hat, wie bekannt, den Begriffen ‚System‘ und ‚Struktur‘ einen primären Platz in der Beschreibung des Sprachmechanismus gegeben. Im Sprachsystem muß man zwischen relevanten und irrelevanten Merkmalen unterscheiden. Besonders die Phonemtheorie muß deshalb in bezug auf die Ausspracheregelerung berücksichtigt werden. Daniel Jones hat schon auf dem ersten internationalen Phonetikerkongreß 1932 auf ihre Vorteile hingewiesen. Bei der Spracherlernung (und das gilt Ausländern) sollte man, wenn alles zu unterrichten nicht möglich

²⁷ Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl., Halle/S. 1909, S. 421.

²⁸ Siehe F. Papp, Mathematische und strukturelle Methoden in der sowjetischen Sprachwissenschaft, Acta Linguistica 14, 1964, S. 125.

²⁹ Siehe C. E. Shannon and W. Weaver, The Mathematical Theory of Communication, Urbana 1949, und die Besprechung von Ch. F. Hockett, Language 29, 1953, S. 63ff.; vgl. auch Th. Lutz, Kybernetik, Struktur und Simulation, Soziale Welt 16, 1965, S. 27ff.

ist, die Phoneme lernen und den Phonemvarianten weniger Energie zuwenden. Vom Standpunkt der Funktion aus sind z. B. die verschiedenen *r*-Laute im Englischen, Schwedischen und Deutschen von prinzipiell geringerem Gewicht, weil sie Realisationen eines Phonems sind und weil auch in diesen Fällen in den rezeptiven Ländern selbst große Variation festzustellen ist. Wie viele Lehrer führen aber immer noch unterschiedslosen Aussprachedrill auf Kosten anderer Sprachfertigkeiten durch, weil es die kodifizierten, in Lehrbüchern fixierten Normen verlangen.

Man könnte hier einwenden, daß auch phonologisch irrelevante Lautverschiedenheiten im Sinne von Trubetzkoy's Phonostilistik wichtig sein können und somit symptomatischen Wert haben. Sie können Auskünfte über die regionale und soziale Herkunft des Sprechers geben. Symptomatischen Wert können auch grammatische Elemente haben. Jedoch – wenn es Phänomene gibt, die im entsprechenden Lande selbst in Dialekten und Soziolekten einer Variation unterworfen sind – scheint von dem Standpunkt der Linguistik die Befürwortung der einen oder anderen Variante ohne nähere Begründung als nicht realistisch; heute vor allem, weil es auch keine so deutlich unterscheidbaren sozialen Schichtungsmerkmale³⁰ mehr gibt wie noch vor dem letzten Krieg.

Weil die Sprache ein sozial bedingtes Zeichensystem ist, müßte man vorsichtiger bei den unterschiedslosen Beurteilungen der Abweichungen von der Norm sein, da viele der Abweichungen ein Anfang der neuen Norm sein können. Statt pauschaler Beurteilung sollte man die Abweichungen wenigstens gradieren können. *Sie ist Ärzt* verstößt im Deutschen weniger gegen die Kongruenznorm als **er ist Ärztin*, weil das *-in*-Morphem die Funktion des Femininindikators hat und als die merkmalsvolle Kategorie nur mit einem Pronomen derselben Kategorie vereinbar ist, während *Ärzt* nicht nur die maskuline Entsprechung darstellt, sondern auch den Ausführender eines gewissen Berufes im allgemeinen: *Ärzt sein ist schwer*. Wichtig ist dabei auch der Umstand, daß in der syntaktischen Fügung *sie ist Ärztin*, die der Norm entspricht, grammatische Redundanz herrscht, die in anderen Kontexten, wie *sie ist Dekan, Professor*, nicht vorkommt oder optional ist.

9. Wir kommen zur Ususfrage zurück. Die auch außerhalb der Linguistik oft gehörte Aussage: richtig ist in der Sprache, was üblich

³⁰ Siehe Soziologie, hrsg. v. R. König, Frankfurt/M. 1964, S. 251 ff.

ist, hat tiefreichende Konsequenzen für die Norm. Für den Linguisten gilt in der Regel das als richtig, was von der Majorität verwendet wird, ohne Rücksicht auf ästhetische oder sprachgeschichtliche Prinzipien. Im Englischen kann *it's me* nicht länger ein Fehler sein, da es von verschiedenen Schichten in der Sprachgemeinschaft verwendet wird.³¹ Von der Sprachwirklichkeit her müssen wir jedoch beachten, daß hier die soziolektische Schichtung wichtig ist, weil sich immer einige Gesellschaftsschichten in ihren Gewohnheiten, auch sprachlichen, den anderen anpassen.³² Auf dem Gebiete des Englischen haben vor allem die Arbeiten von Fries³³ gezeigt, daß der sogenannte allgemeine Sprachgebrauch in Wirklichkeit nur in der Form der Sprache verschiedener sozialer Gruppen manifestiert wird. Der Gebrauch ist eine statistische Größe und nur quantitativ festzustellen. Er ist aber dynamisch, da man annehmen muß, daß die Gebraucher sich nach den kodifizierten Normen, in Deutschland z. B. nach dem Duden, richten. Was aber schon Majoritätsgebrauch ist, kann aus rationellen Gründen kaum verpönt werden. Deshalb muß die kodifizierte Norm immer der statistischen Norm angepaßt werden. Die statistische Norm kann stilistische Schichtungen haben, man sollte aber bei ihr keine künstlichen sozialen Schranken schaffen. Ist das alles nicht schon genügend erörtert worden und wohlbekannt? Folgendes Beispiel zeigt, daß man doch noch darüber sprechen muß. In dem schon erwähnten nützlichen Duden-Band, Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache, Wörterbuch der Zweifelsfälle, finden wir u. a. eine Analyse der Verwendung des Wortes *brauchen* als Modalverb im heutigen Sprachsystem. Es wird festgestellt, daß der Gebrauch von *brauchen* mit dem reinen Infinitiv an den Schulen als „nicht korrekt“ verpönt wird, obwohl die sprachliche Entwicklung dafür spricht, „brauchen mit den Modalverben müssen, sollen, dürfen usw. gleichzustellen“. Aber trotz dieser Feststellung steht da ferner „Man sollte aber nicht die Augen vor dem wirklichen Sprachgebrauch verschließen und neben der Verbindung mit dem Infinitiv mit *zu* auch die Verbindung mit dem reinen Infinitiv anerkennen, wenigstens für den außerschulischen Bereich.“ Hier fragt man sich, nach welchen Maßstäben die Schule und die außerschulische

³¹ Vgl. G. Nickel, Der Englischunterricht im Lichte der Modernen Linguistik, Praxis des neusprachlichen Unterrichts, Heft 1, 1964, S. 5.

³² Vgl. die Ausführungen bei E. Standop, Sprachwissenschaft und Sprachpflege. Zur Neubearbeitung von Fowlers Modern English Usage, Anglia 83, 1965, S. 401.

³³ Ch. C. Fries, The Structure of English, a.a.O.; ders., American English Grammar, 1940.

Wirklichkeit getrennt werden? Diese führt ja dazu, daß ein Lehrer den Satz *diese Bücher brauchst du nicht kaufen* oder *das brauchst du nicht tun* als falsch beurteilen muß, obwohl er weiß, daß diese Behauptung mit der heutigen Sprachstruktur nicht übereinstimmt, und er selbst außerhalb der Schule auch so sagt. Varianten müssen akzeptiert werden, gern gradiert, aber nicht nur binär: richtig – falsch. Diese in den Sprachlehren übliche Verfahrensweise hat in England so weit geführt, daß man betreffs der Diskussion über *it's me* nicht selten hört: wenn jemand an Ihre Tür klopft und auf die Frage *who's there* die Antwort bekommt *it's me*, dann wissen Sie gleich, es kann nur ein Ausländer oder ein Lehrer sein.

10. Die moderne Linguistik kann außer der adäquaten Sprachbeschreibung die Wertungsmaßstäbe und Bestandteile bestimmen helfen, die zu einer sprachlichen Norm gehören. Dabei ist es methodisch wichtig, auf den aktuellen Gebrauch achtzugeben, denn es gilt heute schon als ein Axiom in der linguistischen Methodik, daß das, was ein Mensch wirklich sagt, abweichend ist von dem, was er glaubt zu sagen, und dies wiederum abweichend ist von dem, was er glaubt, sagen zu müssen.³⁴ An Hand von Kriterien, die auf die Funktion der Sprache im Kommunikationsprozeß Rücksicht nehmen³⁵ und das Für und Wider sprachlicher Erscheinungen begründen, kann in der heutigen Zeit, da die Schriftsprache sich der gesprochenen Sprache nähert, die Kluft zwischen der idealen Norm und der Sprachwirklichkeit gewiß verringert werden. Es ist die Kluft, deren Größe in den Worten Hermann Pauls zum Ausdruck kommt, wenn er von der Gemeinsprache sagt, sie sei „nicht ein Komplex von realen Tatsachen, realen Kräften, sondern nichts als eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll. Sie verhält sich zu der wirklichen Sprech-tätigkeit etwa wie ein Gesetzbuch zu der Gesamtheit des Rechtslebens in dem Gebiete, für welches das Rechtsbuch gilt, oder wie ein Glaubensbekenntnis, ein dogmatisches Lehrbuch zu der Gesamtheit der religiösen Anschauungen und Empfindungen.“³⁶ Wir brauchen noch viele Einzeluntersuchungen, bis das Stadium überwunden ist, das schon Jacob Grimm mit folgenden Worten charakterisiert hat: „In

³⁴ Vgl. E. Bach, *An Introduction to Transformational Grammars*, New York 1964, S. 182f.

³⁵ Dabei sollen auch stilistische Bedürfnisse und Merkmale einbezogen werden; vgl. K. Horálek, *Sprachfunktion und funktionelle Stilistik*, *Linguistics* 14, 1965, S. 14ff.

³⁶ *Prinzipien der Sprachgeschichte*, a. a. O., S. 404.

der sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn; entweder an der oberfläche jener regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungenen ausnahmen still blickende regel gar nicht ahnen. alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter regeln, . . . oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. die pedantische ansicht der grammatik schaut über die schranke der sie befangenden gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der sprache veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die keime einer künftigen entfaltung, die sie in ihrer seichten gewohnheit stören.³⁷

³⁷ Über das Pedantische in der deutschen Sprache, vorgelesen i. d. off. Sitzung der Ak. d. Wiss. am 21. Oct. 1847, in: Kleine Schriften, 1. Bd, 2. Aufl. 1879, S. 328f.